Nummer 653. XXIX. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Montag, 24. Dezember 1900.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Kohleneinkaufsgenossenschaft.

Prometheus hat zwar den Göttern das Feuer gestohlen, aber der moderne Mensch muß dasselbe trotzdem mit einem hohen Preise bezahlen, wenn er nicht Grubenbesitzer oder wenigstens Kohlengroßhändler ist. Es giebt allerdings Menschenfreunde, denen der Kohlenpreis noch nicht hoch genug ist, und auch aus einigen Reden der Verhandlungen des Reichstags über die Kohlennoth zeigte dieser Gedanke sein häßliches Gesicht, aber außerhalb der Kreise der großen Kohlenverkäufer denkt man mit seltener Einmüthigkeit, daß des „grausamen Spiels" nun genug ist. Freilich kann man nach der zeitgemäßen Anschauung nie genug verdienen, aber die soziale Zufriedenheit wird natürlich wenig gefördert, wenn es einzelnen einflußreichen Interessentengruppen gelingen kann, sich auf Kosten der Volkswohlfahrt unangemessene wirthschaftliche Vortheile zuzuführen. Schon aus diesem Grunde ist es nothwendig, einen Schutz gegen die Ausartungen der Ringbildungen, der Kartelle, Syndikate und Trusts zu suchen.

Bis heute steht der einfache Konsument den Maßregelungen aller dieser Vereinigungen wehrlos gegenüber, mögen sie noch so einschneidend auf seine Lebenshaltung wirken. Auch die Reichstagsverhandlungen gegen die Kohlennoth sind in dieser Hinsicht ergebnißlos verlaufen. Die Mehrheit war zwar der Ueberzeugung, daß die hohen Kohlenpreise sehr wesentlich auf das Vorgehen des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikats und anderer Organisationen der Kohlenverkäufer zurückzuführen seien, aber ein gangbarer gesetzlicher Weg, Ausschreitungen derartiger Ringbildungen zu verhindern, wurde nicht gefunden. Zwiel wird man sich auch von einer etwaigen Staatsaufsicht nicht versprechen dürfen, denn es wird allen derartigen Vereinigungen nicht sehr schwer werden, auch später und unter allen Umständen eine Form zu finden, die ihnen eine möglichst rücksichtslose Verfolgung ihrer Interessen ermöglicht.

Unter diesen Umständen liegt der Gedanke nahe, daß die Konsumenten gegen die großen Ringbildungen mit deren eigenen Waffen Widerstand zu leisten suchen; daß sie sich zu kräftigen Organisationen zusammenschließen, zu starken Einkaufsgenossenschaften mit gewichtigem Einfluß. Es muß überraschen, daß bei der blühenden Entwickelung unseres Genossenschaftswesens der genossenschaftliche Gedanke in Beziehung auf den Kohleneinkauf bisher so geringe Bedeutung hatte. Im Gefühl der Hilflosigkeit des Staates gegen den Kohlenwucher hat der preußische Minister für Handel und Gewerbe in der Reichstagssitzung vom 3. Dezember zur Gründung von Kohleneinkaufsgenossenschaften selbst aufgefordert. „Ich bin der Meinung", sagte Herr Brefeld, „daß es erwünscht ist, so weit wie möglich die Kohlen unmittelbar in die Hände der Verbraucher zu bringen und zu diesem Zweck Genossenschaften zu bilden. Ich halte eine derartige Organisation, sowohl der Käufer, wie auch der Verkäufer, in hohem Grade für wünschenswerth, um zu einer richtigen Preisentwickelung zu kommen. Die Organisation der Verkäufer haben wir in den Syndikaten."

Die Noth der Zeit hat in verschiedenen Industriebezirken, besonders in den Kreisen der Fabrikanten, den genossenschaftlichen Kohlenbezug angeregt. Es sind verschiedene kapitalkräftige Vereinigungen zu diesem Zweck gegründet. Dieselben wollen zunächst bei den Kohlengruben ihren Einfluß geltend zu machen suchen, dann aber auch namentlich auf die Ermäßigung der Bahntarife für Kohlen einwirken, um diese mehr aus dem Auslande heranzuziehen, und schließlich wollen sie selbst Kohlengruben erwerben, um sich von fremden Werken möglichst unabhängig zu machen. Man will also, wie das auch dem Handelsminister Brefeld als wünschenswerth erscheint, den Zwischenhändler möglichst ausscheiden. Das ist verständlich, wenn man sich daran erinnert, daß viele Kohlengroßhändler mit ihrem Verfügungsrecht über umfangreiche Vorräthe und über einen erheblichen Theil der täglichen Kohlenförderung auch der Industrie gegenüber groben Mißbrauch getrieben haben.

In unserem Klima ist die Kohlenfrage, ganz abgesehen von ihrem Einfluß auf die Industrie, ohne Zweifel eine wichtige Frage der Volkswohlfahrt, die keineswegs dem stark entwickelten Erwerbstriebe Einzelner ausgeliefert werden darf. Wenn ein ausreichender staatlicher Schutz gegen diesen Trieb aus mehrfachen Gründen schwer möglich ist, so muß auch für den „kleinen Mann" die Selbsthilfe Wandel schaffen. Man darf sich nicht damit beruhigen, daß für die großen landwirthschaftlichen und industriellen Vereinigungen die Kohlenfrage durch die genossenschaftliche Idee gelöst wird. Auch die zum Besten des Mittelstandes und der Arbeiterbevölkerung wirkenden Konsumvereine sollen den Gedanken des genossenschaftlichen Kohlenbezuges mehr als bisher verwirklichen. In Deutschland haben heute die Konsumvereine eine derartige Entwickelung erreicht, sie werden nach so klugen und kaufmännischen Grundsätzen und so umsichtig geleitet, daß ihnen der Schutz ihrer Mitglieder gegen Kohlenwucher keine unerreichbare Aufgabe sein wird. Wo einzelne dieser Vereine sich zu schwach fühlen, auf die Verwaltungen der Gruben einen erheblichen Einfluß auszuüben, da können sie sich leicht mit anderen zu Bezugsgenossenschaften verbinden. Derartigen Organisationen wird es leicht werden, über Kohlenaufträge zu verfügen, die sich nicht nur auf Hunderttausende, sondern auf Millionen beziffern. Der Umfang des regelmäßigen Kohlenbezuges läßt sich von den Genossenschaften schon nach ein oder zwei Jahren feststellen. Die Werke können also mit ihm rechnen. Jedenfalls darf man annehmen, daß es einer über Millionenaufträge verfügenden Kohlenbezugsgenossenschaft nicht schwer sein wird, leistungsfähige Gruben in ihr Interesse zu ziehen. Sie wird unter Umständen auch den Erwerb eigener Gruben ins Auge fassen können, um den Kohlenbedarf ihrer Mitglieder völlig unabhängig von fremden Grubenverwaltungen zu befriedigen. Durch die Macht der Vereinigung vermögen 10,000 arme Konsumvereinsmitglieder in dieser Beziehung dasselbe zu erreichen, was 100 reichen Großindustriellen möglich ist.

Allerdings eines muß man sich dazu ausbitten: daß die Thätigkeit der Konsumvereine nicht geradezu als staatsgefährlich angesehen wird, wie das in den letzten Jahren infolge einer völlig verkehrten wirthschaftspolitischen Auffassung in manchen Kreisen leider üblich geworden ist. Auch die Regierungen sind hier auf falschem Wege. Wer unser Wirthschaftsleben und unsere soziale Entwickelung von einer höheren Warte als ein an der alten Ueberlieferung festhaltender Innungsmeister und ein schlecht unterrichteter Kleinhändler betrachtet, den muß es schmerzlich berühren, daß auch staatliche und städtische Behörden in die Bewegung gegen die Konsumvereine sich haben hineintreiben lassen. Die Worte des preußischen Handelsministers Brefeld sollen daher dick unterstrichen werden. Sie besitzen über die Kohleneinkaufsgenossenschaften hinweg eine allgemeine Bedeutung. Sie sprechen aus, was heute allerdings viele Leute völlig vergessen zu haben scheinen, daß der Staat nicht in allen Dingen helfen kann, und die Selbsthilfe eingreifen muß, wo seine vermeintliche Allmacht versagt. Ohne den genossenschaftlichen Gedanken ist heute eine soziale und wirthschaftliche Entwickelung undenkbar. Der über den Parteien mit ihren politischen Tagesinteressen stehende Volkswirth hat längst erkannt, daß auch die sich erheblich von den genossenschaftlichen Vereinigungen beeinträchtigt glaubenden Handwerker und Kleinhändler in besseren wirthschaftlichen Zuständen leben würden, wenn sie die gesammten Vortheile der modernen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften sich sichern wollten.

Diesen Weg sollten die deutschen Regierungen und Städteverwaltungen den gegen widrige Verhältnisse kämpfenden Erwerbsgruppen erleichtern, nicht ihn aber erschweren, ja sie sollten immer wieder den Werth genossenschaftlicher Hilfe betonen, wie das der preußische Minister für Handel und Gewerbe bei den jüngsten Reichstagsverhandlungen über die Kohlennoth gethan hat.

---

* Von unserem **Konstantinopeler** Korrespondenten erhalten wir eine Reihe telegraphischer Meldungen, bei denen zu einem Theile auch die **deutsche Politik** betheiligt ist. Was zunächst nochmals die Frage der Errichtung einer deutschen Kohlenstation auf der Farisan-Insel im Rothen Meere betrifft, so telegraphirt unser Korrespondent:

Die mehrfach erwähnte Frage der Errichtung einer deutschen Kohlenstation auf der Farisan-Insel liegt nach meinen Informationen heute so, daß die Pforte die nöthigen Baulichkeiten und Quais herstellt, Deutschland die Kohlen liefert, deutsche und ottomanische Kriegs- und Handelsschiffe wären als gleichberechtigt zu behandeln. Von einer Abtretung ist aber keine Rede.

Die zweite Meldung betrifft das Projekt der deutschen Bagdadbahn. Hierzu telegraphirt unser Korrespondent:

Auf der Pforte, wo man augenblicklich dem Bagdadbahnprojekt sehr ungünstig gesinnt ist und dessen Ausführung durch das deutsche Syndikat als in weite Ferne gerückt ansieht, ist man mit dem Studium einer neuen Trace beschäftigt, die man aus strategischen Rücksichten befürwortet, und für die man eine Gesellschaft finden zu können glaubt, die kapitalkräftiger als das deutsche Syndikat ist und keine Kilometergarantie fordern würde. Sie läuft, wie folgt: Skutari—Adabasar—Amasia—Kiwas—Diarbekir—Bitlis—Wan—Mossul mit einer Zweiglinie von Diarbekir an das Mittelmeer. Die übrige Strecke folgt der deutschen Trace. Man läßt nicht undeutlich durchblicken, daß man das Zutrauen zum deutschen Unternehmen verloren hat, und daß dasselbe durch die bisherige Unthätigkeit die Erfüllung der ihm gemachten Versprechen verwirkt habe.

Natürlich stecken dahinter wieder allerhand Intriguen, und dürfte an diesem Stimmungswechsel am goldenen Horn auch der landesübliche Bachschisch seinen Antheil haben. Hoffentlich tritt der Botschafter Freiherr v. Marschall mit aller Energie für die verbrieften Rechte des deutschen Syndikats ein.

* * *

Konstantinopel, 24. Dezember. (Privat-Telegramm.) Die hiesigen Rhedereien drohten im Einverständniß mit der Sanitätskommission, durch ihren diplomatischen Vertreter für jeden Tag Zeitverlust eine Entschädigung von der Pforte zu fordern, falls die Quarantäne von Alexandria nicht für alle türkischen Häfen sofort aufgehoben würde.

Infolge der Ermordung eines Doktors Sakerarios in Salonik, für dessen Wittwe die griechische Gesandtschaft übrigens von der Pforte Entschädigung verlangte, durch einen Bulgaren ist der latente Haß zwischen beiden Nationen neu entfacht, und die Athener Presse ergeht sich in wüthenden Artikeln über die bulgarischen Intriguen in Macedonien.

---

* Uebereifrige, aber einflußreiche Flottenfreunde fordern angesichts des Untergangs der **„Gneisenau"** den **Bau eines Ersatzschiffes** innerhalb kürzester Frist. Es wird betont, daß die Zahl der vorhandenen Schulschiffe bei der steigenden Zahl der Seekadetten und Schiffsjungen nicht genüge, und die Materialreserve unzulänglich sei. Hierzu wird uns von sachverständiger Seite geschrieben: Die Forderung ist neu und überraschend und einer Klarstellung werth; die im Flottengesetz vorgesehene Einstellung von Ersatzbauten für Schiffsabgänge durch höhere Gewalten bezieht sich unbestritten

---

Weihnachtsgesellschaft.

Von [Nachdruck verboten.]

Paul Block.

Auf dem Tisch stand ein Weihnachtsbaum mit bunten brennenden Lichtern! aber um den Baum herum sah es nicht sehr weihnachtlich aus.

Halbgeleerte Weinflaschen, volle Gläser, um deren Füße sich höfliche, feucht verlaufende Flecken ausdehnten, Teller mit Bratenresten und Cigarettenasche in hotdem Gemisch, halb verbrannte Streichhölzchen und zerdrückte Servietten.

Und erst die Gesellschaft! Sie paßte wirklich nicht in die Hinterstube dieses eleganten Restaurants, in der ein weicher rother Teppich den Schritt dämpfte, und in der das Flimmern der elektrischen Lämpchen von Spiegeln an jeder Wand aufgefangen und zurückgeworfen wurde.

Ganz nahe an dem Marmorkamin mit dem lodernden Feuer saß ein zerlumpter, einbeiniger Leiermann. Er hatte den kleinen Musikapparat, an dem er Abends unter den Brückenbogen und bei den Straßenkreuzungen im Schmutz zu sitzen pflegte, neben den Polsterstuhl gestellt und die schäbige Militärmütze auf den Deckel gelegt. Sein aufgedunsenes, von Schrunden und Schlägen entstelltes Gesicht war über den Tisch gebeugt, und seine zitternden Hände bemühten sich, eine große Regalia ihrer prunkenden Leibbinde zu entkleiden. Dabei hörte man, wie unter dem weißen Tafeltuch das Holzbein in verlegener Nervosität gegen den Tischfuß schlug.

Neben dem Invaliden hatte eine alternde Straßenschönheit ihren Platz. Sie benahm sich schrecklich geziert, lächelte und hüstelte fortwährend und stieß ab und zu ein freches Wort heraus, das wie alberns Renommisterei klang. Die gebrannten Löckchen, die Schminke und der Puder — wie unendlich traurig war diese grinsende Maske des Elends!

Dann kam ein Junge, der älter, gemeiner und nichtswürdiger aussah als irgend ein anderes Mitglied der Tafelrunde. Seine zerrissenen Kleider starrten von Schmutz; sein Blick war tückisch wie der eines verprügelten Hundes. Er aß voller Gier mit Gabel und Fingern, schielte dabei argwöhnisch nach den Weinflaschen und kümmerte sich sonst um weiter nichts als um seine eigene angenehme Persönlichkeit.

Ganz anderer Art war seine Nachbarin zur Rechten. Es war eine jener harmlosen Närrinnen, wie sie die Straßen jeder Weltstadt durchstreichen. Ein irres Weib, das sich mit buntem Kram ausputzt leise Lieder vor sich hinsingt und in dem Pompadour, den es nie aus der Hand legt, zerrissene Briefe, bunte Bänder, Haarlocken und Käferinden aufbewahrt. Auch jetzt hatte Madame ihre „Schatzkammer" bei sich; sie hing ihr um den Hals, und die glückliche Besitzerin strich zuweilen mit der Hand zärtlich über sie hin und sagte dann stets zu ihrem Vis-a-vis: „Mein Heirathsgut!"

Dies Vis-a-vis gehörte nicht zu den Leuten von der Straße. Ein langer, dünner Mann aus der vornehmen Gesellschaft, elegant von der Krawatte bis zu den Lackstiefeln, mit gut sitzendem Frack und einem wahren Wunder von weißer Weste. Er rauchte eine Cigarette nach der anderen, warf achtlos Streichholz und Asche fort und sah durch sein Monocle mit einem Gemisch von sarkastischem Staunen, Amüsement und Ekel die Horrschaften gegenüber an. Neben ihm stand ein jüngerer Mann, der ebenso elegant gekleidet war und im Begriff schien, eine Rede zu halten. Er schlug mit dem Messer an sein Glas, wirbelte das Bärchen in seinem hübschen, verlebten Gesicht und sprach:

„Ladies and Gentlemen! Verehrte Leidtragende!"

„Schmatz doch nicht!" sagte die Straßendame und gab dem Jungen an ihrer Seite einen Puff.

Der Elegant verbeugte sich mit ironischem Dank und fuhr fort:

„Vor zwei Stunden hatten wir noch nicht das Vergnügen unserer gegenseitigen Bekanntschaft. Jetzt, nachdem Sie das Meun zweimal heruntergegessen haben, sind wir die besten Freunde. Wir saugen sogar schon an, uns zu verstehen, was man nicht von allen besten Freunden sagen kann."

„Mach' keine Witze, Alfred!" brummte der Lange.

Der Redner lachte, schlug seinem Kamerad freundschaftlich auf die Schulter und sprach weiter:

„Sie haben die Freundlichkeit gehabt, unserer — ich will es zugeben — wenig ceremoniellen Einladung zu folgen. Sie, edler Greis mit dem schönen Epikuräergesicht, fanden wir im Thiergarten; es war feucht und schmutzig, und Sie — wie sagt man doch? — Sie „hoben" gerade Einen. Es roch wie verdammter Fusel. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß, was Sie jetzt trinken, ein recht anständiger Schloßabzug ist. Sie, holde Jungfrau, trafen wir unter einem Thorbogen. Sie mißverstanden uns; Sie mißverstehen uns noch. Die liebliche Frucht menschlicher Leidenschaft neben Ihnen entrissen wir dem Arm der rächenden Justiz. Der Bengel hatte gebettelt, am Weihnachtsabend! Als ob man am Weihnachtsabend hungern dürfte! Und endlich Madame, die wir auf einer ihrer Promenaden auflasen, hatte die Güte, uns zu begleiten, um uns durch einige ihrer Lieder zu erfreuen."

„Ich ging wohl in den Ga—a—arten
Nach Blümlein aller A—a—arten —"

begann die Irre mit meckernder Stimme zu singen. Aber sie verstummte, als sie sah, wie sich der Lange entsetzt die Ohren zuhielt, und machte ein traurig beleidigtes Gesicht. „Ich finge doch so schön!" mauzte sie, wie ein Kind, dem man die Puppe wegnimmt.

Der junge Mann sprach weiter:

„Was aber führt uns alle hier zusammen? Das Weihnachtsfest, meine Andächtigen! Sie alle haben uns auf unsere Frage versichert, daß Sie allein seien und Keinen hätten, der Ihnen den Baum, diese alte schöne heidnisch-christliche Familienphrase, vor die Nase stellt. Das Gleiche ist auch bei uns der Fall, die wir sonst, wie Sie zugeben werden, einigermaßen von Ihnen verschieden sind. Wenigstens äußerlich. Denn innerlich, hol' mich der Teufel, sind wir, glaub' ich, genau so schäbig und heruntergekommen wie Sie!"

„Alfred!" mahnte der Lange.

„Na ja, wenigstens ich! Mein Freund ist eine Ausnahme. Er ist nur Millionär."

Der Leiermann lachte tölpisch und heiser. Der schmutzige Junge langte nach der Weinflasche und goß sich das Glas voll.

„Millionär!" sagte die Straßenschönheit schwärmerisch, beinahe ängstlich.

„Erschrecken Sie nicht, süße Bestalin! Wir können nichts dafür.